

Romanze in Marseille. Teil 9

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 2

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663809>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Er hatte gegen seinen Geiz anzukämpfen und bangte um seine letzten Reserven. Noch verwahrte er ein wenig Geld, das ihn einige Tage über Wasser halten konnte, wenn er geizig damit haushaltete. Und doch verabscheute er gleichzeitig seinen schäbigen Egoismus. Er sehnte sich nach einer Tasse Kaffee. Er musste etwas Warmes in seinem Leib haben, aber er konnte sich diesen Wunsch nicht erfüllen, ohne Martin einzuladen. Er konnte ihn doch nicht fortschicken, ihm die Augen verbinden! Und er mochte den Burschen gut leiden; er wusste selbst nicht warum; vielleicht weil er ihn gefährdet sah, weil er so ahnungslos durch die Welt tappte und dem erstbesten Schurken oder Beutelschneider vertrauen würde. So war er doch —: leichtgläubig und vertrauensvoll. Und doch lehnte sich in ihm sein Selbsterhaltungstrieb auf, denn teilte er seine letzte Barschaft mit dem Schweizer, dann piff er bald aus dem letzten Loch. Kaffeedüfte wehten ihn unwiderstehlich an. Die Arbeiter standen an den Theken oder draussen im Freien und schlürft genussvoll ihren heissen Schwarzen. Schliesslich war er doch nicht verpflichtet, seinen letzten Notpfennig zu teilen. Ueberhaupt: warum war der Junge immer noch da? Es war am besten, wenn er möglichst bald wegfuhr — zurück in seine gesegnete Heimat. Frank wunderte sich über seine kameradschaftlichen Gefühle. Er wollte wieder allein sein, möglichst bald, nur sich selbst wollte er zur Last fallen. Allein konnte er auch besser nach einer «Zaunlücke» suchen, einer Lücke, die ihn endlich ins Freie führte.

Er setzte sich vor einem Café an ein Tischchen und schlug die Beine übereinander. Die Sonne strahlte jetzt wunderbar wärmend auf den alten Hafen. «Komm!» sagte er gegen seine bessere Einsicht, «trinken wir noch einen Schwarzen zusammen, bevor wir unser mühsames Tagewerk beginnen — das gibt Mumm.»

Martin zögerte, setzte sich langsam und sagte: «Ich möchte keinen Kaffee... Ich kann dir doch nicht immer zur Last fallen...»

«Dummes Zeug! Lass die Hemmungen, Martin!» Frank spielte den Beleidigten, und die Furche bildete sich wieder zwischen seinen Brauen. «Wenn ich dir den Schwarzen nicht bezahlen könnte, liesse ich es bleiben, sehe ich denn wie ein Heuchler aus? Jetzt reicht es noch für zwei Schwarze, also zier dich nicht und mach keine Geschichten.»

«Es war ja nicht so gemeint», verbesserte sich Martin, «ich meine nur, dass ich doch ganz gut hier sitzen kann... Ich bin weder durstig noch hungrig.»

«So siehst du aus!»

«Es ist aber die Wahrheit», beteuerte Martin, «ich bin nicht hungrig! Ich wundere mich selbst darüber.»

«Also doch die Liebe!» Frank blickte seinen Zufallsgefährten ironisch an, «wie konnte ich das vergessen! Du bist ja verliebt.»

Der Garçon, ein hinfälliger, grauhaariger Mann, hatte sich mit schleppenden Füßen genähert. Seine Augensäcke waren bläulich gefärbt, die Augen ausdruckslos. Frank bestellte Kaffee für beide.

«Klar, wenn man verliebt ist, braucht man keine irdische Nahrung mehr, das gehört zu diesem klinischen Zustand.» Martin lachte gutmütig. Die dunkelhäutige Simone verschwand kaum für Augenblicke aus seinem Bewusstsein. Sie war immer gegenwärtig: der weiche Tonfall ihrer Stimme, die Worte, die sie gesprochen hatte, ihr Lachen und Widerstreben; und vor seinem inneren Blick sah er das ihn verwirrende Antlitz mit den grossen nachtschwarzen Augen.

Es war wieder schön, träge in der Morgensonne zu sitzen und über den Platz auf den alten Hafen zu blinzeln; auf die zahllosen Maste und Rahen, die wie ein Wald aus dem Wasser wuchsen. Die

Sonne wärmte wohligh die Glieder; er genoss die Stunde.

«Also, mein Junge», begann Frank von neuem, «du gehst nachher auf dein Konsulat . . .»

«Die Herrschaften schlafen doch um diese Zeit.»

«Du sollst meine Worte nicht immer wörtlich nehmen! Natürlich weiss ich, dass sie lange schlafen, schliesslich müssen sie nicht im Freien pennen wie wir, und um ihr Frühstück müssen sie auch nicht besorgt sein. Auf jeden Fall hast du nun die Wahl, das ist dir doch klar?»

«Also doch die Wahl», Martin lächelte vergnügt, «also doch kein Insekt!»

Frank liebte seine Wangennarbe, dann grinste er. «Ein Fallensteller bist du auch!» Er war verärgert und belustigt in einem. «Philosophische Probleme sollte man nicht mit alltäglichem Kram verquicken . . . Aber du hast recht: jetzt hast du die Wahl, entweder in deine Heimat zurückzukehren oder in diesem Babylon mit ziemlicher Sicherheit zu verkommen.»

«Und wenn ich doch Arbeit suchen würde? Ich habe es ja nicht einmal versucht. Man muss seinem guten Stern vertrauen. Dieses Babylon würde mir eigentlich gefallen, sehr sogar. Ich finde Marseille eine fabelhafte Stadt, Hafenstädte sind überhaupt wunderbar!»

«Du bist ein unverbesserlicher Schwärmer!» unterbach ihn Frank missmutig. «Wenn du verkommen willst, dann bleibe in dieser fabelhaften Stadt, aber ohne mich!»

Der Kellner kam, stellte den dampfenden Kaffee auf das Tischchen, und Günter Frank bezahlte mit saurer Miene. Dann neigten sie sich über die Tassen, bliesen und verrührten den Zucker. Es war wieder eine angenehme Beschäftigung. Und während sie schlürfend kosteten und die schwarze Flüssigkeit sie innerlich erwärmte, dachte Martin: «Ja, er hat recht, ich habe die Wahl, und klüger wäre es nach Hause zu fahren. Jetzt ist er verstimmt und lässt mich fallen und dann bin ich wieder allein. Und doch möchte ich bleiben, muss ich bleiben, ich spüre es. Und Simone? Wenn sie doch käme am Nachmittag? Wenn sie kommen würde und vergeblich warten müsste? Morgen geht die Sonne ja ziemlich sicher wieder auf. Das Konsulat läuft mir nicht davon. Günter ist ein unverbesserlicher Pessimist, ein Griesgram. Es ist fast so, als ob er leben *müsste* und ich leben *wollte*. Und Simone? Niemals wird sie kommen, das wäre ja zum Lachen. Aber wissen muss ich es doch! Sie *könnte* kommen, ich spüre es, sie muss kommen . . .»

So wucherten seine Gedanken, während die Sonne ihn äusserlich erwärmte und der Kaffee ihn innerlich belebte. Wieder tutete eine Barkasse, schwarzen, qualmigen Rauch ausstossend aus einem Stummelkamin. Uebermütiges Gelächter war zu hören, gellende Zurufe, Kommandos, die offenbar nicht befolgt wurden, denn sie mussten immer von neuem erschallen. Wenige Schritte von ihnen entfernt ordnete ein runzeliges Weiblein die Austern und schwatzte pausenlos und mit krähender Stimme auf einen dumpf schweigenden Alten ein, langweiliges Alltagsgewäsch, wie es auf der ganzen Welt täglich zu Gehör gebracht wird.

«Ich finde bloss», begann Günter Frank von neuem, «dass ich dir meinen Rat schuldig bin. Du kannst immer noch tun und lassen was dir passt, meinerwegen, aber ich will Pilatus heissen . . . Und wenn du mir später einmal vorwerfen solltest, ich hätte dich auf Grund meiner trüben Erfahrungen auf dies und jenes aufmerksam machen dürfen, dann kannst du mir den Buckel runter rutschen, so wahr ich ein Franke bin und Franke heisse.»

12

Backofenhitze lastete über der Place de la Bourse, trocken war die Luft, staubig und von undefinierbaren Gerüchen gesättigt. Das Laub der Bäume auf dem Platz war glanzlos und schlaff. In den gepflegten Rabatten hinter dem niederen Staketenzaun blühten fast scharlachrot die hohen und mastigen Stauden der *Canna hybrida*. Wie eine tropische Insel inmitten der Brandung leuchtete dieser kleine üppige Ziergarten. Trotz der lähmenden Hitze herrschte reges Leben vor dem Börsenpalast, unter den schattenspenden Bäumen. Martin schlenderte durch die Menge, von neuem ratlos und verzagt. Er hatte sich müde gelaufen und seine Fusssohlen brannten. Frank hatte ihn verlassen; er beabsichtigte die Nacht im Obdachlosenasyll zu verbringen. Am Montag wollten sie sich dann nochmals zwischen sechs und sieben treffen. Er hatte ihn angeblickt, als schauten sie sich zum letzten Mal in die Augen, und als er allein war und viel zu früh die Börse erreichte, würgte ihn seine Einsamkeit mit neuer Gewalt. Wieder wurde ihm bewusst, wie töricht sein Warten und Hoffen war; dass er sich Wünsche vorspiegelte, die nicht in Erfüllung gehen konnten. Und trotzdem schlenderte er hin und her und betrachtete verständnislos das Denkmal eines Mannes, das ihm nichts bedeutete.

Was tun, wenn sie nicht erschien? Er war jetzt fest überzeugt, dass sie nicht kommen würde. Und wo wollte er die Nacht verbringen? Fremd und feindlich erschien ihm auf einmal diese Stadt, ihr fieberndes Leben und das Gewimmel der Menschen, die einander nicht beachteten, die alle irgendwo hinstrebten oder auch gelassen flanierten. Es überkam ihn ein Gefühl, als sei er von einem Mahlstrom erfasst worden, der ihn erbarmungslos fortspülte, unentrinnbar einem unbekanntem Ziel entgegen. «Ich bin doch nur ein Grosshans», dachte er beschämt und zerquält, «ein Hans-Guck-in-die-Luft, jetzt könnte ich heulen wie ein Kind.» Er straffte sich innerlich, atmete tief und versuchte sich auch äusserlich Haltung zu geben. Die Müdigkeit bedrückte ihn, die Enttäuschungen des langen Tages, aber auch der Hunger. Ein schales Gefühl breitete sich von seiner Magengrube aus. War er wirklich verliebt? Er hatte sich das nur eingebildet, war wie betrunken gewesen, und die zynischen Spässe Franks hatten ihn verwirrt.

Zahlreiche Kilometer hatten sie, immer schlapper werdend, abgeklopft und überall vergeblich nach Arbeit gefragt. Kaum einer Antwort waren sie gewürdigt worden. Wie Aussätzige hatte man sie behandelt — wie Pestkranke. Sie waren brutal abgewiesen worden oder bestenfalls gleichgültig auf morgen, übermorgen und in alle Ewigkeit vertröstet worden. Hart bekamen sie die Arbeitslosigkeit zu spüren, die wie eine Seuche wütete, wie ein ansteckendes Fieber; sie lähmte das Leben der Menschen gleich einem tödlichen Gift. Zu wenig Schiffe liefen ein und zu wenig aus. Am neuen Hafen lungerten Schwärme von Negern, die auf Ladearbeit lauerten. Sie gackerten wie Hühner ohne Hahn oder hockten trübselig an den öden Wänden der Lagerhäuser, mit angezogenen Knien und hängendem Kopf. Oder sie schliefen lang ausgestreckt im Sand und auf den glühendheissen Zementplatten.

Günter Frank hatte recht: leichter wäre es gewesen, wie Moses Wasser aus den Kalkfelsen zu schlagen, als für einige Stunden Arbeit zu finden. Und die Menschen waren gefühllos, jeder sich selbst der nächste, und jeder verteidigte sein Brot wie der Hund seinen Knochen. Und doch stöckelten vor der Börse und auf der Canebière elegante Frauen an ihm vorbei, gut genährt und rosigen Fleisches, gehüllt in elegante Stoffe, behängt mit glitzerndem Schmuck. Und nur die rosigen sah er jetzt, die hübschen, scheinbar so sorglosen Hürchen. Vor der Börse war keine Armut zu riechen;

im Herzen der grossen Stadt, wo die goldenen Arterien zusammenliefen, in den Banken und Handelspalästen, die von den Menschen mit Steinquadern aufgebaut werden, als müssten sie ewige Zeiten dauern.

Wozu wartete er noch und lief ruhelos herum? Sie würde doch nicht kommen. Jetzt erst sah er ein, dass seine Sehnsucht vermessen und kindlich war. Und wenn er sich doch täuschte? Wenn sie kam — Simone, was dann? Seine Taschen waren leer und er wusste keinen Zauberspruch, sie zu füllen. Und zu seinem vollen Herz hatte er kein Vertrauen mehr. Er war wohl kühn genug gewesen, Simone leidenschaftlich fordernd um ein einziges Wiedersehen zu bitten, aber jetzt war er wie vollgesogen mit Zweifeln. Der Wein war schuld! Warum lief er nicht einfach davon? Vielleicht konnte er Frank noch finden? Doch er harrete eigensinnig aus und schlenderte ruhelos herum, in die Menge spähend, in den Wirbel von Mensch, ein Opfer seiner Einbildungskraft werdend: er glaubte sie nämlich zu erblicken, eilte auf sie zu und stand vor einem Mädchen, das er nie zuvor gesehen hatte. Schliesslich verfiel er auf die ziemlich absonderliche Idee, die Säulenkolonnade am Palais de la Bourse wie ein Orakel zu befragen. Zehn Säulen waren es, und wie in seiner BubENZEIT flüsterte er: Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — gar nicht — sie liebt mich usw. Die letzte Säule antwortete: gar nicht. Es war ein Spiel wie einst, als sie die Margueritenblüten befragt hatten oder auch ihre Jadeknöpfe. Wie blöd und kindisch er doch geworden war! Dem Palais musste er den Rücken wenden, die Säulenreihe widerte ihn an. Er schlenderte ein Stück der Canebière zu, dort flutete jetzt der nicht mehr abreissende Strom der Menschenmenge und Wagen. Er blickte verloren in den Strudel, stockte und kehrte zurück, weil er sich plötzlich einbildete, sie müsste nun gekommen sein und finde ihn nicht. Es war jetzt sechs Uhr abends. Er sehnte sich leidenschaftlich nach ihr, ganz ungestüm überfiel ihn die Sehnsucht, denn das war doch ein Mensch, den er kannte, unter den zahllosen Menschen dieser fremden Stadt ein Mensch, der ihm auf eine besondere Weise vertraut war. Sie würde niemals kommen. Und plötzlich durchzuckte ihn der groteske Gedanke: «Ja, werde ich sie überhaupt noch erkennen?» Krampfhaft suchte er nach ihrem Bild in seiner Vorstellung — es war wie durch einen Zauber verschwunden. Nur Einzelheiten tauchten auf: die strahlenden Augen, dann die Nase, das

Kinn, die Haare, die Linie des Nackens; doch ein Antlitz, eine Einheit wollten diese Bruchstücke nicht bilden. Und nun bemühte er sich fieberhaft, diese Scherben in seiner Vorstellung wie ein Puzzle zusammenzufügen. Es gelang ihm nicht. Wahrhaftig — er würde die Ersehnte nicht mehr erkennen! Das war ein verwirrender Gedanke; er fühlte sich wie verhext.

Von neuem schlenderte er am Denkmal vorbei, krampfhaft nach ihrem Bild suchend, nicht in der Menge, sondern in seiner Vorstellung, so wie er es in sich bewahrt hatte — bis vor ein paar Minuten.

Und dann stand er plötzlich wie erstarrt, denn sie stand vor ihm als Fleisch und Blut, als holde Wirklichkeit; lächelnd, gar nicht traumhaft, sondern atemnah, greifbar, wirklich. Und sie näherten sich mit einigen Schritten, reichten sich die Hände, begrüßten sich mit strahlenden Augen — und die Erde wankte nicht, der steinerne Herr im steifen Gehrock stürzte nicht von seinem Sockel, die Menschen gingen achtlos an ihnen vorbei, niemand beachtete die Strahlenden und Verzauberten. Und es ist ja auch wahr: was bedeutet es schon, wenn zwei junge Menschen sich unter einem Denkmal und vor einem Börsenpalast zum erstenmal die Hände reichen? Was bedeutet das schon in einer grossen Stadt und zu irgendeiner Stunde irgendeines Tages! Aber für die Strahlenden und Hingerissenen ist es ein unerhörtes Ereignis, ein Herzenserdbeben, ein Taifun der Gefühle — und die ganze übrige Welt wird zu einem Schattenspiel.

13.

Simones Erscheinen war schon nach einer Minute so selbstverständlich wie ein Naturereignis. Sie musste doch trotz allem kommen! Und wie der Himmel sich nach einem Sturmwetter in seiner endlos blauen Ruhe enthüllt, so wirkte Simone auf den eben noch innerlich zerrissenen Martin ein. Er strahlte selbstvergessen an, was er noch kurz vorher nicht mehr zu erkennen befürchtet hatte. Simone hatte einen ähnlichen Sturm hinter sich, hatte ebenfalls gezittert und gebebt, und der Ahnungslose wusste nicht, dass sie ihn schon eine Weile beobachtet hatte, als er ruhelos vor der Börse herumstrich; er wusste nicht, dass sie gezögert, geschwankt und von widerstrebenden Gefühlen hin- und hergerissen worden war, und dann doch wie von unsichtbaren Banden gehalten wurde, sich ihm endlich näherte und auf einmal ohne Bangnis war und sich einzig darüber freute, ihn zu sehen.

«Fünf Minuten habe ich Ihnen versprochen», sagte sie lachend und eigentlich nur, um das Schweigen und die innere Spannung zu brechen.

«Sie sind gekommen! Ich kann es nicht glauben, noch nicht!» Er ergriff nochmals ungestüm ihre Rechte mit beiden Händen, wie um sich zu überzeugen, dass er sich auch wahrhaftig nicht täusche, doch gab er sie sofort verlegen wieder frei.

«Ich wollte ja eigentlich nicht kommen . . .»

«Warum?»

Ihn rätselhaft anblickend, senkte sie ihre Augen und hob die Schultern. «Ich weiss nicht . . . Weil wir uns doch kaum kennen . . . Weil wir uns doch fremd sind . . . Weil ich doch auch nicht weiss wer Sie sind . . . Es ist so . . . wie soll ich sagen! So komisch . . .» Sie verstummte. Es wurde ihr bewusst, wie wenig diese Worte vermochten und auch nicht deutlich machten, was sie eigentlich sagen wollte.

Sie schritten eine Weile wortlos nebeneinander her und tauchten bald im Strudel und Geschiebe der Menge unter, die jetzt noch rauschender und lärmender die Canebière erfüllte. Ab und zu blickten sie sich lächelnd an, befangen und verwirrt noch, aber mit dem wundersamen Einverständnis junger Menschen, die sich krampfhaft um Worte bemühen und noch entdecken müssen, dass es auch ohne Worte geht.

Martins Hungergefühl war verschwunden, die Müdigkeit verfliegen, seine Aengste und Nöte dahin. Nur der Augenblick zählte — die Gegenwart.

Später dachte er noch oft an die ersten Minuten dieses Wiedersehens als an eine Wirklichkeit seltsamster Erregung, einem Traumerlebnis ähnlich. Vielleicht hätte man ihn verwunden können — und er hätte nichts davon gespürt; kein Blut wäre geflossen. Simone erschien ihm wie ein Wesen aus einer anderen Welt, in der er auch einmal gelebt haben musste. Damals mangelte ihm ja die Ironie noch gänzlich, und hätte irgend ein Geck oder Strassenlummel zufällig im Vorübergehen die Angebetete nur achtlos berührt oder gar mit begehrliehen Augen abgetastet — er wäre vor Handgreiflichkeiten nicht zurückgeschreckt. Indessen bildet das Leben in solchen Stunden zum Glück Schutzmassnahmen und schlägt die Betörten blind für die Umwelt. Die Menschen waren Schemen geworden, ihre Behausungen Steingebilde wie niedere Gebirgsketten, und er spürte auch die Einsamkeit und das würgende Gefühl seiner Verlassenheit nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)